

Der göplice Wun< zum Scönen

Von Karl Münch

*„Drum, edle Seele, entreiß' dich dem Wahn
Und den himmlischen Glauben bewahre!
Was kein Ohr vernahm, was die Augen nicht sahn,
Es ist dennoch, das Schöne, das Wahre!
Es ist nicht draußen, da sucht es der Tor,
Es ist in dir, du bringst es ewig hervor.“*

Friedrich von Schiller: Die Worte des Wahns

Nur zu oft erleben wir, daß ein Wortwechsel über die Frage, ob ein erschautes Kunstwerk, eine vernommene Wortschöpfung oder gehörte Tondichtung schön sei, zu keiner einhelligen Auffassung führt. Was dem einen als schön gefällt, muß noch lange nicht das Schönheitsempfinden eines anderen Menschen treffen. „De gustibus non est disputandum“ (zu deutsch: über Geschmack läßt sich nicht streiten), weiß schon ein lateinisches Sprichwort diese Zwigigkeit zu schlichten.

Bei der Frage nach den Ursachen dieser Unterschiede im Schönheitsempfinden können wir in unserer heutigen Zeit noch recht unschwer erkennen, daß ein Empfinden dafür, was uns als schön erscheint, ganz wesentlich von der kulturellen Prägung abhängt, die wir erfahren haben. Man bewundere nur die unterschiedlichste Gestaltung des Körperschmuckes bei den Naturvölkern: Formen der Körperbemalung, Tätowierungen bis hin zur mosaikhaften künstlichen Vernarbung ganzer Hautpartien, Durchstechen und Behängen von Ohren, Mund und Nase usw. Oder man schaue auf die verschiedenen Arten der Bekleidung – die Tracht – ihre reichhaltige Verzierung und Ausschmückung. Auch das Zierwerk der Gerätschaften des täglichen Gebrauchs unterscheidet sich in den Völkern ganz wesentlich, und nicht zuletzt sind da natürlich die Gegenstände und Bildnisse der religiösen Verehrung – vom großen Tempelbau bis hin zum kleinsten Glücksbringer. All dies tritt uns auf unserer Erde als Ausdruck der so unendlich reichen Mannigfaltigkeit der Kulturen entgegen, daß die Antworten unseres Schönheitssinnes von glücklichster Verzückung bis hin zu abgrundtiefer Abneigung und umgekehrt reichen können.

Schon früh haben sich Menschen daher gefragt, ob es neben der kulturell bedingten Prägung unseres Schönheitsempfindens auch übergeordnete, also kulturunabhängige Merkmale für das gibt, was als schön zu bezeichnen ist.

Etymologisch reichen die Wurzeln des gemeingermanischen Wortes SCHÖN weit zurück: *mhd.* schoene, *verkürzt* schoen, *ahd.* scōni, *älter* scaoni, *alts.* Skōni, *mittelengl.* schene, *neuengl.* Sheen, *goth.* Skauns usw.; Jakob Grimm vermutete einen Zusammenhang mit „scheinen“; in neuerer Zeit hält man „schauen“ für urverwandt.¹⁾ Schon hierbei wird deutlich, daß es sich beim Schönen in erster Linie um einen Sinneseindruck handelt, der durch etwas von außen auf uns wirkendes hervorgerufen wird.

Der Begriff des Schönen in der Philosophie

In der Philosophie der Antike wurde das Schöne weithin als Einheit mit dem Guten und Wahren verstanden. Der mittelalterlichen Philosophie galt das Schöne als eine der transzendentalen Bestimmungen des Seins alles Seienden, so etwa bei Thomas von Aquin und dem neuplatonisch-augustinisch beeinflussten Franziskanerorden. Als seine Grundzüge gelten Proportionen (Maß, Zahl und Gewicht), Harmonie, Grad der Vollkommenheit in der Übereinstimmung von Erscheinung und Wesen und Abbildlichkeit der Schönheit Gottes im geschaffenen Schönen.²⁾

1) Auszug aus dem Deutschen Wörterbuch von Jakob und Wilhelm Grimm: SCHÖN, *m.* pulcher, *gemeingermanisches wort*, *mhd.* schoene, *verkürzt* schoen LEXER *mhd. handwb.* 2, 768, *ahd.* scōni, *älter* scaoni GRAFF 6, 512. 513, *alts.* skōni, *mnd.* schōne, *schōn* SCHILLER – LÜBBEN 4, 114a, *mnd.* schōn, *schōn*, *mndl.* schōne, *schōn*, *nndl.* schoon, *altfries.* skēne, *schēn*, *schōn* RICHTHOFEN 1026, *ags.* scīne, *sciēne*, *scēne*, *sceōne*, *sciōne*, *skyne* BOSWORTH-TOLLER 833a, *mittelengl.* schene, *neuengl.* sheen SKEAT2 546a; *goth.* skauns (*belegt* skaunjai, *ñraŪoi* Röm. 10, 15 und *ibnaskaunjamma*, *sēm̄morjon* Phil. 3, 21); *altnordisch* unbezeugt, *schwed.* skön und *dän.* skjön *sind vielleicht* aus dem *niederd.* entlehnt. J. GRIMM *vermutete* *zusammenhang* mit *scheinen* kl. schr. 3, 300. 7, 273; *in neuerer zeit* hält man *schauen* für *urverwandt* FICK3 3, 336. KLUGE *etym. wb.* 5 335, *wo noch* *altnord.* skjōne, *apfelschimmel* und *skjōme*, *strahl verglichen* werden.

<http://germa83.uni-trier.de/DWB/>

2) Artikel: „Schöne (das Schöne)“ in: Alois Halder: Philosophisches Wörterbuch, Freiburg i. Br. 2000

In der Neuzeit unternahm Alexander Gottlieb Baumgarten (1714–1762) einen ersten Bestimmungsversuch des Schönen. Seine zweibändige Schrift *Aesthetica*, die Immanuel Kant für seine Vorlesungen benutzte und die eine Lücke im System der Wolff'schen Philosophie zu schließen unternahm, erschien 1750 und 1758. Hierin deutete Baumgarten die Erfahrung von Schönheit als das gefühlsmäßige, noch nicht klar oder begrifflich erfaßte Erkennen von Vollkommenheit.³⁾

Im Mittelpunkt der ästhetischen Theorie des Philosophen Immanuel Kant (1724–1804) steht die Beurteilung des Geschmacks. Für Kant ruft das Schöne, ohne das Besitzstreben unmittelbar zu erregen, reines „interessenloses Wohlgefallen“ „ohne Begriffe“ hervor.⁴⁾ Objekte werden dann als schön empfunden, wenn sie im Bezug auf ihr soziales Umfeld zweckfrei sind und ein Lustgefühl erwecken, das dem Gegenstand innewohnt. Kriterien des Schönen gibt nicht die persönliche Vorliebe; vielmehr haben sie einen universellen Charakter. Dennoch: Was der Einzelne als schön empfindet, gilt nicht notwendigerweise auch für andere. Der Grund für die Beurteilung des Schönen (also die Beantwortung der Frage nach dem ästhetischen Geschmack) muß Kant zufolge also in der Struktur des Geistes liegen.⁵⁾

Mathilde Ludendorff hat darauf hingewiesen, daß ein Grund für Kants wenig ergiebige Theorie des Ästhetischen in seiner fehlenden Erkenntnis über das Ich der Menschenseele liegt. Ihm ist diese zweite Erkenntnisquelle des Menschen, in dem die göttlichen Wünsche geahnt und erlebt werden können, verborgen geblieben. „Man vergleiche solche Überzeugung [Kants, der Verf.] mit allem, was meine Werke“, schreibt Mathilde Ludendorff, „über das Empfangen und Miterleben und vor allem auch über das Schaffen der Kulturwerke und ihren reichen Gottgehalt lehren. Man denke an all das wunderbare, einander ergänzende Wirken des gotterlebenden Ichs, der Erinnerungskraft, Vorstellungskraft und Einbildungskraft der Vernunft und des Erbgutes im Unterbewußtsein, ... um darzutun, was alles hier Kant entging.“⁶⁾

3) Artikel: „Baumgarten, Alexander Gottlieb“, Microsoft Encarta 98 Enzyklopädie, 1993–1997 Microsoft Corporation

4) Halder, aaO., „Schöne“

5) Artikel: „Ästhetik“, Microsoft Encarta 98 Enzyklopädie, 1993–1997 Microsoft Corporation

6) Mathilde Ludendorff: Ein Wort der Kritik an Kant und Schopenhauer, Pähl o.J., S. 20

Nach Kant hat sich Friedrich von Schiller (1759–1805) umfassend und wohl am einfühlsamsten mit der Kant'schen Ästhetiklehre befaßt.⁷⁾ Für 1793 hatte der Dichter zum Begriff des Schönen sogar die Herausgabe eines philosophischen Gespräches unter dem Titel: „Kallias oder über die Schönheit“ geplant. Leider blieb das Vorhaben unvollendet. Erhalten für die Nachwelt ist jedoch ein Briefwechsel Schillers mit seinem Freund Gottfried Körner, den die Freunde zwischen dem 25. Januar und dem 28. Februar 1793 führten. Schiller begann hierbei, seine Gedanken in Form von umfangreichen Briefeinlagen zu entwickeln. Ohne an dieser Stelle den theoretischen Unterbau des Kantianers Schiller erläutern und die Ergebnisse seiner theoretischen Untersuchungen herleiten zu können, möchte ich dennoch einige wesentliche Ergebnisse aus Schillers philosophischer Betrachtung über die Schönheit vorstellen.

Schiller gab sich nicht damit zufrieden, daß „der Geschmack empirisch bleiben müsse, so wie Kant es für unvermeidlich hält. Aber eben von dieser Unvermeidlichkeit des Empirischen, von dieser Unmöglichkeit eines objektiven Prinzips für den Geschmack kann ich mich noch nicht überzeugen.“⁸⁾ Mit diesen Worten rechtfertigt er einleitend den Grund für seine eigene Untersuchung.

Zunächst befaßt Schiller sich mit Fragen der Natur und ihrer Erscheinung sowie mit der theoretischen und praktischen Vernunft. Während die theoretische Vernunft auf Erkenntnisgewinn durch die Verbindung von Vorstellung mit Vorstellung gerichtet sei, gehe es bei der praktischen Vernunft um innere Handlungen, also Willensbestimmungen. In Vergleich mit Erscheinungsformen in der Natur kommt Schiller dann zu einer vierfachen Klassifikation. „Beurteilung von Begriffen nach der Form der Erkenntnis ist logisch: Beurteilung von Anschauungen nach eben dieser Form ist teleologisch [d.h. zielgerichtet, auf einen Zweck hin ausgerichtet, der Verf.]. Eine Beurteilung freier Wirkungen (moralischer Handlungen) nach der Form des reinen Willens ist moralisch; eine Beurteilung nichtfreier Wirkungen nach der Form der Erkenntnis ist Vernunftmäßigkeit (Wahrheit, Zweckmäßigkeit, Vollkommenheit sind bloß Beziehungen dieser letzten), Analogie einer Anschauung mit der Form der Erkenntnis ist Vernunftähnlichkeit (Teleophani, Logophanie möchte ich sie nennen), Übereinstimmung einer Handlung

7) Münch, Karl: Die Philosophie Mathilde Ludendorffs und der Idealismus, in: Festschrift für Franz Freiherrn Karg von Bebenburg, Pähl 2000, S. 111

8) Schiller, Friedrich v.: Kallias oder über die Schönheit

mit der Form des reinen Willens oder der Freiheit ist Schönheit (in weitester Bedeutung).

Schönheit also ist nichts anderes als Freiheit in der Erscheinung.“

Schiller fährt dann fort, den Begriff der Freiheit in Bezug auf die praktische Vernunft zu entwickeln. Eine freie Handlung liege dann vor, wenn „die Handlung bloß um der Handlungsweise (Form) geschehe und daß weder Stoff noch Zweck (der immer auch Stoff ist) darauf Einfluß gehabt habe.“ Zeige sich ein Objekt in der Sinnenwelt bloß durch sich selbst bestimmt, also ohne Einfluß eines Stoffes oder Zweckes, dann erscheine es als ein Analogon zur reinen Willensbestimmung. Da man einen selbstbestimmten Willen als *frei* bezeichne, „so ist diejenige Form in der Sinnenwelt, die bloß durch sich selbst bestimmt erscheint, eine *Darstellung der Freiheit*“.

An späterer Stelle legt Schiller dar, daß Freiheit nur mit Hilfe der Technik sinnlich dargestellt werden kann. „Freiheit in der Erscheinung ist zwar der Grund der Schönheit, aber *Technik* ist die notwendige Bedingung unserer *Vorstellung* von der Freiheit. Man könnte dies auch so ausdrücken:

Der Grund der Schönheit ist überall Freiheit in der Erscheinung. Der Grund unserer Vorstellung von Schönheit ist Technik in der Freiheit.

Vereinigt man beide Grundbedingungen der Schönheit und der Vorstellung von Schönheit, so ergibt sich folgende Erklärung:

Schönheit ist Natur in der Kunstmäßigkeit.“⁹⁾

Wir wollen es an dieser Stelle mit den theoretischen Erwägungen Schillers bewenden lassen. Es dürfte ohnehin deutlich genug geworden sein, wie nahe der Dichterphilosoph knapp 130 Jahre vor Mathilde Ludendorffs bahnbrechendem philosophischen Erstwerk, dem „Triumph des Unsterblichkeitwillens“, der Erkenntnis tatsächlich gekommen ist. Zum Beweis seiner Weisheit hören wir noch einmal in den Schlußabsatz seines Abschnittes „Freiheit in der Erscheinung ist eins mit der Schönheit“ hinein. Vorausgegangen war die Beurteilung verschiedener menschlichen Verhaltensweisen angesichts ein und derselben Ausgangssituation.

„Alles, was man gewöhnlich *Härte* nennt, ist nichts anderes als das Gegenteil des *Freien*. Diese Härte ist es, was oft der Verstandesgröße, oft selbst der moralischen ihren *ästhetischen* Wert benimmt. Der gute Ton verzeiht auch dem glänzendsten Verdienst diese *Brutalität* nicht, und liebenswürdig wird die Tugend selbst nur durch Schönheit. Schön

9) aaO.

ist aber ein Charakter, eine Handlung nicht, wenn sie die Sinnlichkeit des Menschen, dem sie zukommen, unter dem Zwang des Gesetzes zeigen oder der Sinnlichkeit des Zuschauers Zwang antun. In diesem Falle werden sie bloß *Achtung*, aber nicht *Gunst*, nicht *Neigung* einflößen; bloße *Achtung* demütigt den, der sie empfindet.“

Diese Gedanken und Wertungen finden sich in der Moralphilosophie Mathilde Ludendorffs wieder.

In der Philosophie des 19. und 20. Jahrhunderts beginnt sich der Begriff des Schönen zusehends einer eindeutigen Begrifflichkeit und Bestimmung zu entwinden. Wir wollen seiner philosophischen Deutung deshalb an dieser Stelle nicht weiter nachgehen.

Der Wunsch zum Schönen in der Entwicklungsgeschichte

Eine der wesentlichsten Grundeinsichten der Philosophie Mathilde Ludendorffs besteht darin, daß nicht allein Zweck und Nutzen die Triebfedern der Entwicklungsgeschichte bildeten, sondern der jedem Lebewesen innewohnende Unsterblichkeitswille sich im Bewußtsein der Menschenseele die Möglichkeit zu seiner Erfüllung sucht: nämlich Anteil zu haben am „Ewigen“, am „Unvergänglichen“, am Wesen der Erscheinung, für das Mathilde Ludendorff wie seit alters her den Begriff „Gott“ verwendet. Das Erleben des Wesens der Erscheinung, des Transzendenten, bezeichnet die Philosophin als „Gottesleben“ oder „Genialität“.¹⁰⁾

Der Verwirklichung des bewußten Erlebens des Wesens aller Erscheinung diene alle evolutionäre Entwicklung und dient heute noch alle Erscheinung, vom Werden des Weltalls im Augenblick des Urknalls angefangen bis endlich zur Entstehung des Menschen in den Weiten der afrikanischen Savanne. Und heute wie vor hunderttausend oder vielleicht auch zweihunderttausend Jahren ist jedem einzelnen Menschenkind, das das Licht der Welt erblickt, jener Keim mit in die Wiege gelegt, der es jeder Menschenseele ermöglicht, sich in freier Selbstbestimmung für oder wider die in seinem Ich bewußt erlebbaren Wesenszüge des Göttlichen zu entscheiden. Und ebenso heute wie damals bedingt die Entscheidung für oder wider das Göttliche unbedingte Freiheit. Denn Bewußtheit und Icherleben ist nur möglich, wenn Freiheit der Wahl herrscht. In Unfreiheit des erbmäßigen Diktats von Zwangs-

10) Ludendorff, Mathilde, Der erlösende Segen der Gotterkenntnis, in: Von der Moral des Lebens, Pähl 1977, S. 12

instinktketten ist Bewußtsein ausgeschlossen, weil es eben nichts gibt, dessen sich ein zwangsinstinktgeleitetes Wesen „bewußt“ werden könnte.

Wenn Bewußtheit also Freiheit erfordert, so können wir auch auf Freiheit als einen Wesenszug des Göttlichen schließen. In der Tat ist das Wesen aller Erscheinung im Gegensatz zur Erscheinung selbst, die den Kategorien Raum, Zeit und Ursächlichkeit unterworfen ist, frei von derartigen Beschränkungen.

Wenn wir die Geschichte der Entstehung des Weltalls studieren, werden wir beobachten, daß sich das Wesen der Erscheinung den Gesetzen und Beschränkungen der Erscheinungswelt selbst nur soweit eingeordnet hat, als dies zur Erreichung des großen Zieles, der Entstehung von Bewußtsein, unbedingt notwendig war. Die Physik der Atome und Teilchen bietet uns zum Beweis hierfür unendliches Anschauungsmaterial: etwa den Doppelcharakter der Lichtquanten (Eigenschaften sowohl von Teilchen als auch von Wellen) oder die von Werner Heisenberg formulierte Unschärfebeziehung, nach der es unmöglich ist, Ort und Impuls eines Teilchens – etwa eines Elektrons – gleichzeitig und mit beliebiger Genauigkeit zu bestimmen.¹¹⁾

Und so nimmt es nicht Wunder, daß das Weltall in der Erscheinung so geordnet ist, daß der göttliche Wunsch zum Schönen auch überall da erfüllt ist, wo er nicht vom Menschenauge wahrgenommen wird. „Ja, er ist der Wesenszug dieser Schöpfung“, schreibt Mathilde Ludendorff „und die Vernunft des Menschen konnte auch das Gesetz erkennen, wie es sich z.B. in den elektromagnetischen Strahlen, in dem Aufbau der Atome der Elemente, in ihrer Ordnung untereinander (im periodischen System) immer wieder vollkommen erfüllt. Sie alle beugen sich dem Schönheitsgesetz, dem Zahlenverhältnis in ganzen Zahlen, ganz ebenso wie dies die Menschenmusik auch vor der Kenntnis dieses Gesetzes tat und tut. Und in schwelgerischer Fülle schafft dieser göttliche Wunsch zum Schönen sich bei den Lebewesen Erfüllung, soweit nicht der Daseinskampf um die Erhaltung ein unerläßliches Opfer gebietet.“¹²⁾

11) Es wird hierbei häufig übersehen, daß es sich nicht um eine nur empirisch bedingte Meßungenauigkeit handelt, sondern um ein sich tatsächlich den Gesetzen der makroskopischen Erscheinungswelt entziehendes Phänomen. Siehe z. B. Yam, Philip, Das zähe Leben von Schrödingers Katze, in: Spektrum der Wissenschaft 11/1997, S. 56 ff.

12) Ludendorff, Mathilde, Der göttliche Wunsch zum Schönen als Hilfe zur Heimkehr der Seele, in: Von der Moral des Lebens, aaO., S. 81

An anderer Stelle weist die Philosophin darauf hin, daß der Wille zum Schönen in aller Erscheinung so stark sei, daß „auch das Zusammenstimmen der Pflanzen- und Tierformen einer Landschaft sich überraschend im Einklang sieht mit dem Wunsche zum Schönen, wie er in uns lebt.“¹³⁾

Dabei wissen wir natürlich, daß sich der Wunsch zum Schönen ganz wie die anderen genialen Wünsche letztlich einer begrifflichen Bestimmung durch die Vernunft entzieht. Man „spricht von Harmonie, von Rhythmus, von Übereinstimmung von Form und Inhalt, von Melodie usw.“, schreibt Mathilde Ludendorff.¹⁴⁾

Die neuere Forschung erkennt immer stärker den Zusammenhang zwischen entwicklungsgeschichtlichem Werden und dem Sondergut der Menschenseele, dem Ich als Erkenntnisorgan für das Wesen der Erscheinung. „Die Basis unserer ästhetischen Wahrnehmung ist – ebenso wie die unserer Erkenntnis oder Sprache, unseres Sexualverhaltens oder der Sozialstrukturen – aus evolutiven Wurzeln zu verstehen“, liest man in der Ankündigung zu einer universitären Fachtagung zum Rahmenthema „Evolutionstheorie und Geisteswissenschaften“ (1999). Unter Hinweis auf ein Buch von Klaus Richter, über die „Herkunft des Schönen“, sollte es um die biologischen Wurzeln der Ästhetik gehen. „Unser Schönheitsempfinden, so seine Kernaussage, ist abhängig von den sinnes- und neurophysiologischen Möglichkeiten, die ebenfalls ein Resultat stammesgeschichtlicher Anpassung sind. Arttypische kognitive Strukturen kommen in Betracht, die der Wahrnehmung des Schönen zugrunde liegen und die zusammen mit emotionalen Vorgängen das Schönheitsempfinden bestimmen.“¹⁵⁾

Schon Haeckel suchte nach einer neurobiologischen Erklärung für unser Schönheitsempfinden. So gehöre die Wahrnehmung der Schönheit der Landschaft für ihn „... durch die physiologischen Funktionen der Nervenzellen unserer Großhirnrinde, die diese ästhetischen Genüsse bewirken ... zu den vollkommensten Leistungen des organischen Lebens“. Das Schönheitsempfinden sei also in „ästhetischen Neuronen“

13) Ludendorff, Mathilde, Triumph des Unsterblichkeitwillens, Pähl 1983, Seite 173

14) aaO., S. 172

15) aus der Vorankündigung zu einer Fachtagung der Friedrich-Schiller-Universität Jena am 23./24. April 1999 zum Thema: „Evolutionstheorie und Geisteswissenschaften“; http://idw-online.de/public/ PMID-10369/zeige_pm.html

oder „sinnlichen Gehirnzellen“ verankert. Aber er wundert sich auch: „Sehr merkwürdig ist, daß für die Schönheit der Landschaft die absolute Unregelmäßigkeit, der Mangel von Symmetrie ... die erste Voraussetzung ist.“ Darauf wußte Haeckel keine Antwort.

Haeckel ist mit seinen Überlegungen zur physiologischen Entstehung von ästhetischen Empfindungen gewissermaßen ein Wegbereiter der Neuroästhetik (sie erklärt die ästhetischen Empfindungen auf neuronaler Basis). Wenn wir als Betrachter die Radiolarien (Strahlentierchen) schön finden, habe das etwas mit der Funktionsweise unseres Wahrnehmungsapparates zu tun. Unsere Sinnesorgane und unser Zentralnervensystem seien als Ergebnis einer stammesgeschichtlichen Entwicklung genetisch so programmiert, daß sie in der Lage sind, Regelmäßigkeiten und damit Ordnung zu erkennen. Für einen Organismus müsse die Welt voraussagbar sein, sonst könne er nicht in ihr leben. Der Gestaltpsychologe Wolfgang Metzger (1936) sprach in diesem Zusammenhang von einer „Ordnungsliebe der Sinne“. Das sei der Grund, weshalb wir Kristalle schön finden oder Organismen, seien sie nun bilateral oder radiärsymmetrisch gebaut.

Ob wir etwas als schön oder häßlich empfinden, beruhe unter anderem auch auf angeborenen Schemata. Weitere Schemata bildeten sich neu über Lernprozesse individueller und kultureller Erfahrung. Man denke nur an das von Konrad Lorenz beschriebene Kindchenschema. Da das Gesicht eine große Bedeutung für die zwischenmenschliche Kommunikation habe, erstaune es nicht, daß es bei Affen und Menschen eine eigene Hirnregion gebe, die dem Gesichtererkennen diene. Ein ästhetisches Vorurteil besonderer Art stelle die Positivbewertung von Pflanzen dar. Vermutlich spiegelt sich in ihr eine archaische, ästhetische Prägung wieder. Wo Pflanzen gedeihen, fanden unsere Vorfahren auch alles, was sie zum Leben brauchten. In ähnlicher Weise ist uns auch eine archaische ästhetische Präferenz für einen Landschaftstyp vorgegeben, in dem sich die Menschwerdung vollzog, nämlich den der Savanne. Die Savannenpräferenz zeigt sich nach Untersuchungen von E. Synek (1998) hauptsächlich im vorpubertären Alter. Danach überlagere sich dieser sekundär in eine Vorliebe für den Landschaftstyp, in dem man aufwächst, was man mit Heimat charakterisiert. Hier handelt es sich um eine prägnanzähnliche Festlegung, deren neuronale Grundlagen mitt-

lerweile bekannt seien.¹⁶⁾ Soweit die Schlußfolgerungen der Naturwissenschaften.

Ganz anders befaßt sich die Philosophie Mathilde Ludendorffs mit der Frage, wie Schönheit auf uns wirkt. „Wie ist doch dieser göttliche Wunsch [zum Schönen] durch die Art unserer Sinneswerkzeuge so besonders bedacht!“, schreibt sie. „Gewiß, Auge und Ohr dienen vor allem der für die Lebenserhaltung notwendigen Beeindruckbarkeit durch die Umwelt. Alles, was hier unerläßlich ist, übermitteln sie zuverlässig. Aber darüber hinaus? Lernten wir nicht in den Werken der Gotterkenntnis staunend erkennen, wie sie ganz oder gar dafür geschaffen scheinen, dem göttlichen Wunsche zum Schönen die reichste Erfüllung zu sichern? Das Menschenohr enthüllt es uns besonders deutlich, da es uns nur eine so eng begrenzte Auswahl der Geräusche und Töne vernehmbar macht, im übrigen die Natur für uns in Schweigen hüllt und dennoch in dem Wunderbau der Gehörschnecke die Gehörzellen gerade dazu befähigt zeigt, den Harmonien der Menschenmusik die Aufnahme in unserer Seele zu sichern!

Die wunderbare Wahlkraft des Menschauges, das uns nur Tiefenwahrnehmung, Erkennen der Formen und Erstrahlen der Erscheinungen in den ‚Farben‘, die sie nach Aufnahme des weißen Lichtes zurückstrahlen, übermittelt, sichert dem Menschen eine schwelgerische Erfüllung des göttlichen Wunsches zum Schönen Dank der Erscheinungsordnung in dieser Schöpfung.“¹⁷⁾

Wir sehen also den Wunsch zum Schönen als einen Wesenzug des Göttlichen in der Welt der Erscheinung wo immer nur möglich verwirklicht. Und der Mensch mit seinen Sinnesorganen ist dazu befähigt, diese Schönheit in sich aufzunehmen, zu erleben.

(wird fortgesetzt)

16) [http://www.bnv-](http://www.bnv-bamberg.de/home/ba2282/main/faecher/biologie/haeckel.htm#ursache)

[bamberg.de/home/ba2282/main/faecher/biologie/haeckel.htm#ursache](http://www.bnv-bamberg.de/home/ba2282/main/faecher/biologie/haeckel.htm#ursache)

17) Ludendorff, Mathilde, Der göttliche Wunsch zum Schönen ..., aaO., S. 80f.